

# Der Spiegel

für

## Kunst, Eleganz und Mode.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern Haupttext und ein illuminiertes Modenbild; monatlich wenigstens zwei literarische Beilagen unter dem Titel: „Der Schmetzling“ und mindestens eine besondere Kupferbeilage; dann außerordentliche Beilagen. — Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. C. M. — Man pränumerirt im Kommissionsamt in Ofen, in F. Tomala's Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

### Die Base vom Lande.

#### Eine amerikanische Geschichte.

Vor zwanzig, dreißig Jahren besuchte ich einmal eine alte Bekannte und Verwandte, Mistress Reginald Tudor, die zu New-York wohnte. Sie war in England geboren, lebte aber schon seit langen Jahren in Amerika, war zwar aus einer sehr vornehmen Familie und in den aristokratischen Vorurtheilen aufgewachsen, aber eine echt christliche Frau. — Sie war durch Geburt und Erziehung ihrem innersten Wesen nach aristokratisch; galt es aber, Gutes zu thun, so folgte sie dem Gebote der Religion, vor der Alles gleich ist. Als Mistress Reginald, als die hochgeborne Dame, war sie mit all den künstlichen Unterscheidungen, die in der Gesellschaft gelten, vertraut und beobachtete sie aufs Strengste. Aber als Christin, als Freundin und Wohlthäterin achtete sie besser als der eifrigste Revolutionär das schöne Gesetz der Gleichheit, und wer ihrer Hilfe bedurfte, war ihr Bruder und Schwester. Wer wollte ihr damit nicht etwas Geringschätzung republikanischer Formen, ein wenig Stolz auf ihre Ahnen und ihre hochgebornen Vettern in Altengland zu gute halten?

Wie die meisten alten Leute sprach Mistress Tudor fast immer von der alten Zeit und ihren Jugendbekannten; ganz besonders aber von ihrem Großvater, dessen Liebling sie vor sechzig Jahren gewesen

war. Ihre Geschichten fingen fast immer an: mein guter Großvater, Lord Moreland; Lord Moreland war überall, hinten und vorne. Es war dies aber eine unschuldige Eitelkeit, die auf das Andenken meiner hochachtbaren Freundin keinen Schatten werfen soll. Nur eine sälimme Folge hatte diese Schwachheit, die in unser Land so gar nicht paßt: sie stellte damit ihre Enkeltochter, meine Freundin Isabel Williamson, an. Isabel war zur Zeit, in welche meine Geschichte fällt, ein hübsches Mädchen von achtzehn Jahren, ein einziges Kind, und als solches zwar etwas verzärtelt von Eltern und Großmutter, aber keineswegs verdorben. Ein so offenes Gemüth, ein so edles, schönes Herz konnte nichts verderben; aber der Familienfehler, der Stolz, lebte Isabel an. Ihre Ansichten streiften ganz nahe an Geringschätzung alles Amerikanischen; sie nannte sich, obgleich sie in der Stadt New-York geboren, obgleich ihre Mutter und ihre mütterlichen Vorfahren Amerikaner gewesen waren, fortwährend eine Engländerin, sie gab englischen Sitten und Gebräuchen den Vorzug, so wenig sie auch in unsern gesellschaftlichen Zustand passen mochten, hatte in der Sprache einige liebenswürdige englische Kapriolen, ließ sich ihren gesammten Puz aus England kommen und sah die englischen jungen Herren am liebsten.

Zur Zeit, von der ich spreche, waren ihre Eltern auf einer weiten Reise abwesend, und während meines Aufenthaltes in New-York kam ihre Kousine Lucy Atwell aus dem Westen in die Stadt. Der Name Westen ist mit unsern Auswanderern bis an den Missouri gerückt; damals aber bedeutete Westen eine der Grafschaften hinten im Staate New-York. Lucy war ein sanftes, schüchternes Landmädchen von siebzehn Jahren, sehr schnell zur Waise geworden, und durch eine Verkettung von Unglücksfällen ohne Vermögen. Dies war mehr als genug, um Isabels weiches Herz zur innigsten Theilnahme zu stimmen. „Großmutter,“ sprach sie zu Mistress Sudor, „wir müssen für die arme Lucy sorgen.“ — „Allerdings, Isabel; wußte ich doch, daß du so sprechen würdest.“ — „Ich habe schon gedacht,“ fuhr Isabel fort, „bei Mistress Arnott könnten wir wohl Lucy am schicklichsten unterbringen.“ — „Gute Isabel, nein, wir müssen sie bei uns behalten.“ — „Großmutter!“ — „Und warum nicht, liebes Kind?“ Isabel wußte recht gut warum nicht; aber sie hütete sie wohl, es zu sagen, und so brachte sie denn den plausibelsten Grund vor, den sie auffinden konnte. „Sie wissen doch, Großmutter, wie peinlich es für eine Person ist, unter Verwandten in abhängigem Verhältnisse zu leben.“ — „Isabel, dies kommt ganz auf die Menschen an. Bist du immer gut, immer aufmerksam gegen sie,

so wird die kleine Lucy, oder ihr liebes Gesicht müßte lügen, dankbar und recht gerne bei uns sein; sie bleibt hier auf jeden Fall.“ — „Finden Sie nicht auch,“ sagte Isabel zu mir, als wir allein waren, „daß die Großmutter nachgerade kindisch wird? Wie war sie nur heute so eigensinnig wegen Lucy!“

Tage darauf entging mir nicht, wie Isabel eine ganze Reihe kleiner Kränkungen durchzumachen hatte, deren schuldlose Ursache ihre Nase war. Einmal konnte wohl nichts stärker nach dem Lande schmecken — das Wort *gemein* und ein so liebliches Geschöpf wie Lucy möchte ich nicht zusammen nennen — aber wahr ist es, anstößiger konnte nicht leicht etwas sein, als der Anzug unserer Dame vom Lande. Unsere Geschäfte spielt in einer Zeit, wo die sinnreichen europäischen Webstühle sich noch nicht in tausenderlei Geweben versuchten, wo die leichte Seide und der zarte Barrege noch lange nicht selbst den beschränktesten Mitteln nicht zu hoch waren. Es war die Zeit der baumwollenen Stoffe, des Bombazins, und so trug denn unsere Nase vom Lande eine schwarze, schillernde, gestreifte Cambresine, einen sorgfältig gefalteten Kragen und weiße wollene gestrikte Strümpfe. Es war damals Mode, die Haare glatt herab, mit Locken und Bändern nach antikem Muster zu tragen, aber Lucys Kopfpuz strebte empor wie ein Thurm und war oben mit einem Kamm von Horn besetzt. Isabel verwandte zu viel Zeit, Geld und Geistesarbeit auf ihren Puz, als daß sie nicht auf Eleganz hätte Anspruch machen sollen, und so konnte man sich denn keinen größeren Kontrast denken, als wenn beide Nasen im Salon nebeneinander saßen, Isabel, aufs Modischste gepuzt, mit dem Arbeitskörbchen voll zierlicher Kleinigkeiten, und Lucy in der eben beschriebenen Kleidung, in eifriger Arbeit am groben baumwollenen Strickstrumpf. Aber dieser Einfalt zum Trotz, sprach etwas von der Aristokratie der Natur aus den schönen, zarten Zügen, dem ernsten Auge, der hohen, sinnigen Stirne, und es that mir ordentlich weh für meine Freundin Isabel, wenn ich sie, so oft unten an die Thüre gepöht wurde, unruhig und verlegen werden sah; offenbar war ihr bange, ihre Kousine möchte einem oder dem andern ihrer fashionablen Bekannten auffallen. Isabel war lange nicht Weltbame genug, dachte auch zu edel, um sich, wie die echte Dame von Bonton macht, über diese Verlegenheit mit den gewöhnlichen Epäßen über Nasen vom Lande wegzuhelfen.

Es war ein wahrer Tag der Prüfung für Isabel. Der Himmel war heiter, die Luft herrlich, Alles lockte zum Spazirgang, und es war nicht anders, als ob alle unsere Bekannten, besonders

die Zarten unter ihnen, welche sich vor dem rauhen Wind fürchteten, sich das Wort gegeben hätten, einander in unserem Salon zu treffen. Mistress Tudor saß an ihrem gewöhnlichen Platz in der Cophaele, sie ermangelte, als strenge Beobachterin der Form, nie, jedem Besuch Miß Lucy Atwell, die Nichte der Mistress Williamson, vorzustellen, und jedesmal legte Lucy, nach ihrem Katechismus der guten Lebensart, ihre Arbeit bei Seite, stand auf und machte ihren Knicks; und obgleich sich Isabel Mühe gab, unbefangen zu lachen und zu schwätzen wie sonst, ich las auf ihrem Gesichte, wie in einem Spiegel was bei jedem Worte, bei jeder Bewegung der Lucy in ihrer Seele vorging. Isabel vermied in ihrer Anglomanie sorgfältig jeden Amerikanismus, und die *conclutes*, die *calculates*, die, so wenig Fragen man auch an sie richtete, in jeder Antwort der armen Lucy wiederkehrten, thaten ihrer Base in den Ohren weh. Es ist sehr schwer, später, wenn uns Alter und Erfahrung längst von den lastenden Fesseln der Vorurtheile und künstlichen Begriffe in der sogenannten vornehmen Welt befreit haben, es ist da schwer, sich in Gefühle hineinzudenken, welche damals so ernstlich und tief waren, als sie uns jetzt lächerlich und nichtswürdig erscheinen; es ist nicht anders, als gedächte man eines neulenden Traums. Kaum kann ich jetzt glauben, daß meine Freundin Isabel, das edle Weib, das ich seither mit den größten Widerwärtigkeiten habe kämpfen, in der finstersten Nacht der Trübsal ruhig habe ausharren sehen, im achtzehnten Jahre, um der erzählten kleinen Vergernisse willen, Thränen, bittere Thränen vergoß. Aber so war es. Indessen flossen diese Thränen insgeheim; nur ich wußte darum und die Großmutter, mit der sie noch einen kleinen Wortwechsel wegen Lucys Entfernung in ein anderes Haus hatte. Mistress Tudor antwortete ihr gelassen, blieb aber fest bei ihrem ersten Entschlusse. Abends, zur Zeit, wo man gewöhnlich auseinanderging, lud uns die gute alte Dame in ihr Zimmer ein. Es kam dies öfters vor, und es war uns jedesmal eine große Freude, denn in ihrem Zimmer war sie, war Alles freier, ungezwungener, herzlicher als im Salon. Mistress Tudor ließ unten an der Treppe ihren einzigen Fehler, ihren aristokratischen Stolz; in ihrem Zimmer war sie die echte Großmutter, gütig, liebevoll, gesprächig.

(Fortsetzung folgt.)

#### Der Gesandte in Verlegenheit.

Die amerikanischen Republiken rühmen sich, wohlfeile Regierungen zu haben und zwar aus dem guten Grunde, weil das Geld

dort, selbst in der argentinischen Republik, selten, und das Gold in Mexiko weniger gemein ist als in Paris und London. Regieren sich diese Republiken umsonst, so geschieht es deshalb, weil sie aus der Noth eine Tugend machen. Man frage nur ihre Gesandten in Paris.

Diese Gesandten gehören nicht zu denjenigen, welche in prächtigen Equipagen fahren, die Majestät ihrer Souveraine mit fürstlichem Prunke repräsentiren und in ihren prächtigen Pallästen mit einem Hofluxus leben.

Die Gesandten der amerikanischen Republiken wohnen in bescheidenen Mietlogis, zu 100 Franks monatlichen Zinses, wie Studenten oder Kaufleute aus der Provinz oder ein Fremder, der die „Hauptstadt der Welt“ mit wenigen Kosten sehen und kennen lernen will, und speisen nicht selten, wie man mir gesagt hat, zu 32 Sous.

Einer dieser wohlfeilen Gesandten hatte nun kürzlich einen Handelsvertrag mit der französischen Regierung unterzeichnet, durch den der französischen Industrie ein neuer Abzugsweg geöffnet werden sollte, und der Gesandte hatte sich mit dem Minister bloß über einige Zusatzartikel zu verständigen. Der Tag zu dieser diplomatischen Konferenz war bestimmt, die Stunde hatte geschlagen, sie verging und der amerikanische Bevollmächtigte erschien nicht.

Welches Hinderniß konnte ihn abhalten? Ein politischer Skrupel, eine Sinnesänderung, ein diplomatisches Schmollen? Welche feindliche Macht sollte den Gesandten umgarnt haben? Hatte eine eifersüchtige Nation, um Frankreich zu schaden, die gänzliche Ratifikation des Vertrags verhindert? Man wußte nicht, welcher Ursache man die Zögerung zuschreiben sollte.

Endlich erschien der Gesandte, aber traurig, verlegen und ärgerlich.

— „Und der Vertrag?“

„Exzellenz, es ist mir unmöglich gewesen, ihn mit zu bringen.“

— „Besand er sich nicht in Ihrem Hotel, in Ihrem Kabinet?“

„Leider, nein!“

— „Er ist Ihnen entwendet worden?“

„Nein, Exzellenz! — man will mir ihn nicht geben.“

— „So hatte ihn ein Dritter?“

„Nein, Exzellenz! — aber jetzt.“

— „Das begreife ich nicht.“

„Doch, es ist leicht zu begreifen, ich will Ihnen die Sache erklären.“ Und der Gesandte erzählte aufrichtig, zwar ein wenig verlegen, daß sich der Vertrag in den Händen seiner Hauswirthin, einer wahren Harpie, befindet, deren Klauen er denselben nicht habe entwinden können. Er sagte aufrichtig und ohne diplomatischen Hinterhalt, das Ausbleiben eines seit zwei Monaten erwarteten Schiffs habe ihn in so große Verlegenheit gebracht, daß er bei seiner Wirthin allen Kredit verloren, welche ihn eben angekündigt habe, sie könne nicht länger auf die so oft versprochenen amerikanischen Piaster warten, habe also das kleine Zimmer, welches er bisher bewohnt, weiter vermietet, aber, um sicher zu sein, auf alle seine Gesandtschaftshabseligkeiten, so wie auf den unglücklichen Vertrag, Beschlagnahme gelegt. Alles sei versiegelt worden und liege auf einem Haufen in einer Bodenkammer, bis er seine Schulden bezahle. Dieser Verzug sei höchst gefährlich, da das Handelsinteresse der amerikanischen Republik darunter leiden oder gar eine Ratte über das wichtige diplomatische Altentstück kommen könne.

Was war zu thun? Ein ähnlicher Fall ist vielleicht in der Diplomatie noch nicht dagewesen; noch nie hat man erlebt, daß ein Gesandter aus seiner Wohnung vertrieben wurde, wie ein leichtsinniger Student, der die Miethe nicht bezahlt — wenigstens erwähnen die Geschichtschreiber keinen solchen Vorfall. Die Verlegenheit mußte indeß auf irgend eine Weise beseitigt werden und es gab dazu nur ein Mittel, da sich die Wirthin durchaus nicht durch die ferne Hoffnung auf Amerika verführen lassen wollte. Sie hatte nicht das geringste Zutrauen zu der Diplomatie der andern Welt und noch weniger zu der Zahlungsfähigkeit der amerikanischen Republik. Selbst das Wort Republik war bei ihr gleichbedeutend mit Zahlungsunfähigkeit und Bankerott. Sie ging darin nun allerdings zu weit, aber wie sollte man ihr das Vorurtheil benehmen, ihr das kostbare Dokument entreißen und überdies verhindern, daß der republikanische Diplomat nicht unter freiem Himmel schlafe?

Der Minister wandte das beste Mittel an; er schickte einen seiner Sekretäre mit 350 Frks. ab, um damit die hartnäckige Frau zu bezahlen und den Vertrag dem Beschlage, dem Staub und den Ratten der Dachkammer zu entziehen. — Denselben Tag und noch dieselbe Stunde ward der Vertrag ratifizirt.

(Figaro.)

## Der große und der kleine Teufel.

Ein reicher Kunstliebhaber, Miftaby, der in Yorkshire eine ländliche Besizung besaß, nahm den Mater Vandramini zu sich ins Haus, um ih gegen eine angemessene Belohnung einige Gemälde anzufertigen. Vandramini betrug sich aber auf eine so rohe und unästhetische Weise, daß ihm sein Gönner die Thüre weisen mußte.

So verstoßen wanderte er nach York und ging dort zu einem Tuchhändler, den er oft mit seinem Patrone besucht hatte. Er nahm von ihm Tuch auf Borg aus und als er im Laufe des Gesprächs ersuhr, daß der Tuchhändler ein Paar hundert Pfund Sterling baar liegen habe, überredete er ihn, solche ihm gegen 5 Prozent zu leihen. Mit dem Tuche und Gelde ging er zu einem Schneider, und ließ sich von diesem Tuche Kleider machen. Als er solche erhalten, bezahlte er auch diesem seine Rechnung nicht und machte sich aus dem Staube.

Einige Monate darauf kam Miftaby nach York und als er den Tuchmacher besuchte, erkundigte sich dieser nach dessen Schüzling Vandramini.

D, den Saugewichts habe ich längst aus dem Hause gejagt! erwiederte der Befragte.

Es erfolgte nun eine Erklärung und man rieth dem Betrogenen, um nicht Alles zu verlieren, sich durch ein Gemälde des Künstlers schadlos zu halten; er halte sich in der Nachbarschaft, in Scarborough auf.

Der Tuchhändler befolgte diesen Rath, er fand den Künstler und nach einem harten Wortwechsel malte ihm Vandramini ein großes Bild: den Kopf des Satans nach seinem Fall. Der Tuchhändler ließ es in seinem Hause aufstellen und zeigte es jedem Einwohner in York unentgeltlich. Es zog nicht nur eine Menge Neugieriger aus der Stadt, sondern auch aus der umliegenden Gegend an, jeder Reisende nahm es in Augenschein, und er bekam dadurch so viele Käufer seiner Waare, daß er für seinen Verlust reichlich entschädigt wurde.

Den armen Schneider, der von Vandramini noch das Macherlohn und die Zuthaten für die ihm gemachten Kleidungsstücke zu fordern hatte, betrübte dies sehr und um auch zu seinem Verluste zu kommen, beschloß er, ebenfalls nach Scarborough zu wandern, um zu versuchen, ob er von seinem Schuldner nicht auch ein Gemälde erhalten könnte. Mit vielen Kratzfüßen kam er zu dem Mater und bat ihn, da er doch für seinen Mitbürger, den Tuchhändler, ein Gemälde angefer-

tigt, wodurch dieser sein Glück gemacht, auch ihm eins zukommen zu lassen.

Seine Forderung ist freilich nicht so groß, als die des Tuchhändlers — setzte er hinzu — ich verlange daher auch nicht ein so großes Gemälde; ich bin zufrieden, wenn Sie so gütig sind, mir einen ganz kleinen Teufel zu malen. Ich werde Ihnen dafür sehr dankbar sein.

Diese drollige Bitte verfehlte ihre Wirkung nicht. Des Schneiders Wunsch wurde erfüllt, er kehrte mit einem kleinen Gemälde, den Teufel vorstellend, nach York zurück. Er ließ es für Geld sehen, es lockte viele Neugierige herbei und ein reicher Gemäldeliebhaber, dem dieses Bild wegen dessen Veranlassung noch besonders werth war, erkaufte es von dem Schneider gegen einen bedeutenden Preis.

K. Müller.

### Charade.

(Zweisylbig.)

Ein junges Mädchen vom Lande,  
Die ging auf der Ersten her,  
Sie ging geschwind, und ihr folgte  
Gar ängstlich ein modischer Herr.

Wie sie in der Mitte der Ersten  
Ein wenig stehen blieb,  
Da war er ihr nach schon gekommen,  
Und sagt' ihr: er hätte sie lieb!

Sie sei schon ein stattliches Mädchen  
Und für die Liebe schon 2, —  
Dies sagte er ihr, und umschlang sie,  
Und dachte und sann allerlei.

Sie aber verbat sich sein Lieben,  
Das er aus dem Ganzen erklärt,  
Und hätt' er noch fort lieben wollen,  
Beim Himmel! sie hätt' sich gewehrt!

Und mehr noch war sie erzürnet,  
Als er süße Namen ihr gab,  
Und tauchte ihn kräftig von dannen, —  
Drauf — kühlte die Liebesglut ab.

Heinrich Adami.

Auflösung der Charade in Nr. 86.

Schazkammer.

Beilage: „Der Schmetterling.“ Nr. 21.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.